

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 26 (1932)
Heft: 1

Artikel: Die grosse Not : Teil III
Autor: Krüsi, Jakob / Kleiber, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-136264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die große Not.

III.

3. Ein Blick auf Amerika.

a) Arbeitslosigkeit in Nordamerika.¹⁾

Sieben Millionen Erwerbsfähige können in den U.S.A. keine Arbeit mehr finden. Die Tagesblätter haben schon lange aufgehört, viel über die Arbeitslosigkeit im eigenen Lande zu schreiben. Häufiger liest man von englischen oder deutschen Arbeitslosenprozenten. Damit soll doch wohl angedeutet werden, daß, während es den Amerikanern nicht gut geht, andere Völker doch auch ihr Kreuz haben. Es ist merkwürdig, wie sich der sonst in wirtschaftlichen Dingen angriffige Amerikaner zum Problem der Arbeitslosigkeit eingestellt hat. Betrachten wir einmal die Haltung der Regierung. Sie ist charakteristisch, echt amerikanisch. Wie die wirtschaftliche Krisis schon recht fühlbar war und sich sehr deutlich in Arbeitslosigkeit auswirkte, war Präsident Hoover sehr bemüht, die Tatsache einer Wirtschaftsdepression in Abrede zu stellen. Wer also von einer wirtschaftlichen Kalamität redete oder schrieb, der mußte träumen, denn der Führer der Nation, der doch in wirtschaftlichen Dingen auf dem Laufenden sein mußte, wußte angeblich nichts von Bedrängnis und Not. Im Gegenteil, er betonte sogar, daß das amerikanische Volk immer noch in einer Ära der Prosperität lebe. Präsident Hoover tat aber noch mehr, und hierin ist er wohl von der Newyorker Finanzwelt mehr als nur inspiriert worden. Er hat sich mit einem ganzen Stabe von Prosperitätsschwätzern umgeben, die in allen Ecken des Landes verkündeten, daß man in Washington von einer wirtschaftlichen Depression noch nichts wisse. Die große Tagespresse hat mit wenigen Ausnahmen diese heuchlerische Haltung der offiziellen Kreise in Washington unterstützt. Heute darf man allen diesen Rednern und Presseleuten ruhig ins Gesicht sagen, daß sie das Volk wissentlich und geßlichlich angelogen haben. Es hat sich gezeigt, daß die Wirtschaftskrisis schon ihre Schatten über dieses Land geworfen hatte, als diese professionellen Optimisten, diese angestellten und bezahlten Heuchler, vor das Volk hintraten und sagten: „Es gibt bei uns keine Depression.“

Lügen haben kurze Beine. Auch in Amerika. Die Depression hat dieses Land mit furchtbarer Gewalt erfaßt. Von zwei bis drei Millionen im vergangenen Jahre ist die Zahl der Arbeitslosen bis heute auf sieben Millionen gestiegen. Die Prosperitätsschwätzer sind verstummt, bis auf sehr wenige Ausnahmen, die man aber nicht

¹⁾ Dieser Artikel eines seit längerer Zeit in Amerika ansässigen Schweizers ist uns schon vor einiger Zeit zugegangen, aber wegen dem ewigen Raumangel zurückgestellt worden. Inzwischen hat sich ja einiges geändert, und zwar sehr zu Ungunsten, aber diese Ausführungen bleiben doch interessant. D. Red.

ernst nehmen kann. Präsident Hoover ist auch verstummt, nachdem er kleinlaut zugeben mußte, daß man (das war im vergangenen Herbst) im weißen Hause nun tatsächlich doch vom Vorhandensein einer wirtschaftlichen Depression überzeugt sei. Das war die zweite Phase in der Haltung der offiziellen Kreise in Washington: man war unter dem Druck der Tatsachen gezwungen, die anfänglich geblissentlich abgeleugnete Depression zuzugeben. Gibt es eine einleuchtendere Illustration von Führern, die *hinter* ihrem Volke einhergehen?

Es war also unmöglich geworden, dem Volke weiterhin ein X für ein U vorzumachen. Mittlerweile war auch die Zeit gekommen, wo man in Washington fand, man müsse etwas tun. Unter dem Hoover'schen Regime ist das immer die Zeit, wo eine neue Kommission ins Leben gerufen wird. Wir erleben eine Blütezeit der Kommissionen. Man fand es aber für angezeigt, noch einen Schritt weiter zu gehen. Denn sogar die Prosperitätsverkünder waren unter dem Eindruck, als müsse man sofort noch etwas mehr tun. Dies ganz besonders, nachdem Senator Wagner aus Newyork bereits einen fertigen Plan zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit im Kongreß vorgelegt hatte. Diesem Wagner'schen Vorschlage jedoch konnte man unmöglich beistimmen, denn er sah eine durchgreifende Stellungsänderung des Arbeiters im Wirtschaftsgeschehen vor. Er sah z. B. auch so etwas unerhört Radikales wie Arbeitslosenversicherung und Verkürzung der Arbeitszeit vor. Einem solchen Plane mußte man den Kampf anlagen. Auf solcher Basis, erklärten die in Expertisen ergrauten Experten, könne man nicht weiterwirtschaften und überdies sei das Prinzip der staatlichen Fürsorge und Wohltätigkeit recht unamerikanisch. Die Leute sollen auf eigenen Füßen stehen und sollen sich nicht, wie etwa in England, an der Staatskrippe füttern lassen. Damit aber doch der offenkundigen Notlage der jeden Tag, namentlich in den Industriezentren, sichtbaren Arbeitslosenmassen gesteuert werde, appellierte man an den Wohltätigkeitsinn und die Opferfreude des amerikanischen Volkes. Der Appell wurde von vielen gehört. Reiche Geschäftsleute stellten der Heilsarmee z. B. Gebäude und Betten zur Verfügung, damit man den Obdachlosen ein Nachtquartier geben könne. Der in aller Welt bekannte und in Amerika sehr berühmte Banditenführer Al Capone richtete als einer der ersten in Chicago eine Suppenküche ein. Die Kirchen taten auch, was sie nur konnten. Aber die Not war viel größer als die Almosen der Wohlhabenden. Das mußte man gar bald einsehen. Die Regierungen einzelner Staaten begannen Arbeitsnachweistellen einzurichten, da die Arbeitslosen von privaten Stellenvermittlern aufs Schamlofefte ausgebeutet wurden. Sie gemahnten auch ihrerseits zur Wohltätigkeit. Ein schlauer Industriemagnat in Chicago kam auf den Gedanken, die noch arbeitenden Ange-

stellten und Arbeiter zu zwingen (man sagte zwar „vorschlagen“), einen Tageslohn pro Monat zugunsten der Arbeitslosen zu opfern. Man mußte nämlich feststellen, daß die Opferfreude der Reichen doch nicht so glänzend war. Der Gouverneur von Illinois wollte fünf Millionen Dollars zusammenbringen. Statistiker, die einen Einblick haben in die Einkommensverhältnisse, haben dann ausgerechnet, daß, wenn alle jene in Chicago allein, die sich eines Jahreseinkommens von über zehntausend Dollars erfreuen können, auch einen Dreißigstel davon freiwillig über die Wintermonate zugunsten der Arbeitslosen geopfert hätten, wie es von den Arbeitern und Angestellten gefordert wurde, dem Gouverneur von Illinois bedeutend mehr als fünf Millionen zugeflossen wären.

Der Winter war zum Glück mild, und jetzt stehen wir wieder im Sommer drin. Man sucht nach irgendeinem Zeichen, das zu neuer Hoffnung berechtigte. Jeden Neubau betrachtet man mit besonderer Zufriedenheit als eine Arbeitsgelegenheit für soundsoviele Menschen. Mittlerweile hat sich die Stellung zum Arbeitslosenproblem zur dritten Phase entwickelt. Die Leugnung einer Wirtschaftskrisis durch die Regierung und deren Freunde (erste Phase), die Almosenfammlung und Verteilung (zweite Phase) haben sozusagen nichts zur Lösung des schwierigen Problems beigetragen, wenn auch gerne anerkannt wird, daß mit dem Geld und den Naturalien, die man gesammelt, sehr viel Not gelindert werden konnte. Jetzt, nachdem der Winter vorüber ist, verhalten sich Regierung und Presse möglichst still, nach der guten alten Divise: „Kommt Zeit, kommt Rat.“ Man hört auch nichts mehr von der Kommission, die Präsident Hoover zum Studium des verwickelten Problems eingesetzt hat. Das war zwar von vornherein zu erwarten, denn Hoover ernannte zwei entschiedene Gegner des Wagner'schen Planes und Senator Wagner selber. Sieht das nicht aus wie Sabotage? Jetzt hat man auch offenbar die Stille im Lande, die man sich in Washington und Newyork schon lange gewünscht hat. Die Volksvertreter sind zuhause. Die großen Tageszeitungen verhalten sich schön still und auf die radikale Presse zu hören, gehört nicht zum guten Ton. Man will einen ruhigen Sommer haben. Man will sich doch seine Ferien nicht verderben lassen. Die Stille scheint wohltätig zu wirken. Sie ist aber zu sehr gewollt, zu erkünstelt, als daß man sich auf sie verlassen könnte. Sie ist nicht echt, und deshalb traut man ihr nicht ganz. Man weiß es, daß sich gerade unter dem Deckmantel dieser Stille schwerwiegende Dinge vorbereiten. Mit ziemlicher Sicherheit ist anzunehmen, daß die Arbeitslosigkeit bis zum kommenden Winter nicht wesentlich abnehmen wird. Ja, es sind sogar Ausichten vorhanden und gewisse Anzeichen dafür da, daß sie noch größere Ausmaße annehmen wird als im letzten Winter. Und ganz sicher ist dann, daß die Stille, die wir jetzt haben, durchbrochen wird.

Man wird Präsident Hoover wahrscheinlich mit einigen Fragen in große Verlegenheit bringen. Man wird ihn unter dem Drucke einer noch größeren Not unbedingt fragen müssen, was er bisher zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit getan habe. Wird dann Präsident Hoover im neuen Kongreß mit einem sehr verstärkten radikalen Element wieder einen salbungsvollen Appell an die amerikanische Wohltätigkeit empfehlen?

Inzwischen geht die Konzentration auf allen Gebieten mit Riesenschritten vorwärts. Hand in Hand damit auch die Rationalisierung. Damit verbunden ist vermehrte Arbeitslosigkeit. Man sucht in vermehrtem Maße Zuflucht bei arbeitsparenden Maschinen. Ferner ist die Konkurrenz scharf und wird immer drückender. Auch dieser Prozeß hat vermehrte Arbeitslosigkeit zur Folge. Oft hat man das Gefühl, die Menschen seien in diesem modernen Wirtschaftsgetriebe ganz kopflos geworden. Sie haben so gewaltige Konzentrationsformen geschaffen, die sich kaum mehr überblicken und nicht mehr meistern lassen. Man steht ratlos da. Man hofft, daß sich bald ganz von selber wieder ein Stücklein blauen Himmels zeige und einen freudigeren Ausblick gewähre als das heutige Grau unseres Wirtschaftsgeschehens. Oder daß vielleicht jemand eines Tages die Morgenröte einer neuen, besseren, aber auf alle Fälle kapitalistischen Wirtschaftsform entdecken werde. Freilich hat man das bestimmte Gefühl, als ob nicht viel Verlaß auf diesen Hoffnungen sei. Selbst in diesem Amerika mit seiner robusten Sportlichkeit und Nüchternheit muß man doch allmählich zugeben, so sehr man jetzt noch zögert, daß in die schwere Frage unsere ganze Lebensauffassung verwickelt ist und daß gerade die ethische Seite, welcher man bislang nicht allzu viel Beachtung schenkte, nun auf einmal mit besonderer Wucht vordrängt. Man spürt und fürchtet immer mehr, daß der ganze Unsinn unseres amerikanischen Materialismus mit diesem ins Ungeheure konzentrierten Kapitalismus bald einmal an den Tag komme und jedermann offenbar werde. Und wenn diese Stunde kommt, wie wird der Wolkenkratzer individueller und nationaler Raffgier im Lichte der Gerechtigkeit dastehen? Man hat Angst, das ganze Götzenbild unserer Prosperität, die ganz den Sinn von Profitgier hat, ertrüge die göttlichen Forderungen von Gerechtigkeit und Wahrheit nicht. Diese erschrockene Stille in Amerika ist sehr bedeutungsvoll.

Jakob Krüsi.

b) Eine Erläuterung dazu.¹⁾

Davis, 3. August 1931.

Liebe Freunde!

Ist das nun das „Ende des Pfades“, was auf den beiliegenden Zeitungsabschnitten steht? — Elf- bis zwölftausend Acres (zwölf-

¹⁾ Dieser Brief unseres Freundes wird gewiß viele interessieren und bewegen. D. Red.

bis dreizehntausend Jucharten) von californischen Pfirsichgärten sollen ausgereutet werden — und das ist nur ein Beispiel unter anderen.

Die Menschen haben Hunger gelitten wie die Tiere — aber doch nicht wie sie, der Menschegeist hat sich empört gegen Leid und Not, die Menschen haben gefragt: warum?, haben nachgedacht und beobachtet und haben schließlich der Wüste Wasser und Nahrung abgerungen; sie haben angefangen zu säen, statt nur zu sammeln, sind aus Raffern und Räubern Bauern geworden, und im ganzen hat der Bauer seinen Kindern ein besseres Heimwesen hinterlassen, als er selber angetreten. Dies zu tun ist gewiß ein recht altes Gebot. Das Erbe der Väter verwüsten lassen, das ist dem Bauern Sünde. — Die weißen Menschen sind nach Amerika gefahren, sie haben die Indianer verdrängt und ausgerottet wie die Disteln auf dem Acker. — Es gibt zu viele weiße Menschen in Europa, konnten sie sagen, wir wollen arbeiten, wollen die Erde zu einem Garten machen, ihr Rothäute laßt sie liegen, wie sie ist, ihr seid nur Schmarotzer, wir sind Bauern.

Die Begründung ist gewiß recht unchristlich — allenfalls alttestamentlich? —, wenn man aber die ganze tragische Entwicklung hinterher als Ganzes betrachtet, so kann man solcher Art von Motivierung ein gewisses Recht nicht absprechen. Wenn es überhaupt möglich ist, durch harte Arbeit und Not und Entbehrung Blutschuld zu sühnen, so haben die Weißen, besonders in Californien, allerdings Sühne geleistet. Sie haben aus giftigen Sümpfen Reisfelder und Baumwollpflanzungen gemacht, aus öden Wüsten Obstgärten, deren goldener Ertrag die Ausbeute des berühmten Goldrummels, der in den 49er Jahren begann, gewiß tief in den Schatten stellt. Es kostet auch heute noch harte Arbeit, diese Obstgärten zu erhalten, Arbeit um das nötige Wasser, Kampf gegen Feuer und Frost und Ungeziefer. — Wenn man im Frühjahr durch die blühenden Obstwälder fährt, Meilen und Meilen, so findet man, daß die Natur das Schaffen des Bauern mit Schönheit kröne, und wenn man im Herbst wieder durchfährt und sieht Baum für Baum beladen mit köstlichen Früchten, so zitiert man: Segen ist der Mühe Preis. —

Wenn man aber nach ein paar Wochen durch dieselben Gärten fährt und sieht den Boden überfät mit Pfirsichen, die schändlich verfaulen oder sieht die köstlichsten Trauben an den Stöcken verdorren, nicht einzelne Beeren, voll beladene Stöcke — meilenweit —, was soll man dazu denken? — Es rentiert nicht, die Früchte zu pflücken. Die Erntekosten allein werden vom erzielten Preis nicht gedeckt. Aber warum läßt man nicht die Arbeitslosen aus den Städten kommen, damit sie selber für ihren Haushalt die Früchte pflücken, kostenfrei, eher als den Segen verfaulen und die Menschen in den Städten darben lassen? Manch ein Farmer wäre vielleicht

froh, er könnte diesen Ausweg einschlagen. Er hat aber in der Regel seinen Ertrag (per Acre) schon im Frühjahr an eine „Can-
nery“ oder eine „packing Company“, das heißt eine Konferven-
fabrik oder eine Obstverlandfirma (das kann auch eine Farmerge-
nossenschaft sein) verkauft zu einem Preis, der meist erst im Herbst
bestimmt wird, gemäß der Marktlage. Im Sommer kommt ein Ver-
treter der Company, schätzt den Ertrag per Acre und gibt dem
Farmer eine Anweisung, daß er im Herbst so und so viel bekomme,
sofern die Firma den und den Preis erhalte. Von da an gehört aber
der Ertrag nicht mehr dem Bauern, der seinen Obstgarten besorgt
hat, sondern einer unperfönlichen Corporation. Diese Corporation
läßt aus Preispolitik absichtlich ungeheure Mengen Obst verderben,
dieses Jahr gemäß dem Zeitungsbericht 150 bis 190 000 Tonnen
Pflrsiche¹⁾ allein in Californien; der Bauer muß zusehen, wie der
Segen seiner Arbeit und Sorge verfault und kann nichts tun; ja, wenn
er von seinen Früchten Verwandten oder Freunden geben will, an-
statt sie verfaulen zu lassen, muß er sie in seinem eigenen Obst-
garten stehlen. Und wenn ein Spion der Company ihn dabei er-
wischt, läuft er Gefahr, für die ganze Ernte überhaupt nichts zu
erhalten (als Vertragsbrüchiger).

Dieses Jahr nun geht man an die Wurzel, nur leider nicht an die
Wurzel des Uebels, sondern an die Wurzeln der Obstbäume: man
zahlt dem Farmer \$ 5.— per Tonne Pflrsiche, die er an den Bäumen
verfaulen lassen muß, und zahlt ihm \$ 7.50 per Tonne, wenn er sich
dazu bereit erklärt, die Pflrsichbäume auszurotten. Man rechnet wie
gefragt mit der Verwüstung von 11—12 000 Acres von Pflrsich-
gärten. — Verwüstung — denn was soll man aus dem Land machen?
Gemüse? Auch hiefür reichen die Preise nicht, um die Arbeit des
Weißen zu bezahlen, nur die Japaner können mit Gemüsebau noch
wirtschaften. Soll man Schafweiden machen aus den Obstgärten?
Nicht einmal dieser Ausweg, an und für sich schon traurig genug,
scheint gangbar; die Wollproduzenten haben die Ernte des letzten
Jahres noch nicht verkauft. — Milchwirtschaft? Die Farmer be-
kommen für die Gallone (4 Liter) Milch 9 Cents, also etwa 11 Rap-
pen per Liter, manche bringen damit nicht einmal die Bewässerungs-
kosten heraus. — Ich kann mich nicht rühmen, die Auffassung der
hiesigen Agrarpolitiker zu kennen, aber ich glaube, ich gehe nicht
fehl mit der Behauptung, daß man in den Kreisen der amerika-
nischen Farmer das Heil nicht etwa von niedrigen Löhnen und
längerer Arbeitszeit in der Industrie erwartet, im Gegenteil, man
sagt sich, die Industriearbeiter sollen hohe Löhne haben, damit sie
für Obst und Butter gute Preise bezahlen können, der einzelne soll
kurze Arbeitszeit haben, damit weniger arbeitslos sind und möglichst

¹⁾ So viel, daß jeder Einwohner der Schweiz 50 kg bekäme, wenn das zu
Verfaulende dort verteilt würde.

viele imstande, ihre Milchrechnung zu bezahlen. Der Bauer seinerseits soll nicht knausern, sagt man sich, er soll sich gute Maschinen, rechte Möbel — natürlich mit einem Radio — kaufen, damit die Industrie Absatz hat. Es soll also ein möglichst großer Anteil des Volksreichtums vom Bauer zum Arbeiter und vom Arbeiter zum Bauer kreisen, der „standard of living“ der arbeitenden Volksschicht soll hoch sein. Das ist, soviel ich sehe, die typisch amerikanische, typisch demokratische Auffassung. Die amerikanische Einwanderungspolitik oder besser Absperrpolitik wird ja damit begründet, daß man nur auf diese Weise den standard of living hoch halten könne, und die amerikanische Fremdenpolizei ist ein Teil des Arbeitsamtes.

Achtstundentag und Minimallohn sind zwar festgesetzt, im Werkvertrag zwischen dem Eigentümer eines künftigen Hauses und dem Bauunternehmer ist eine entsprechende Klausel vorgeedruckt, und die Bestimmung ist beim Bau unseres Häuschens strikte innegehalten worden. Das große Uebel aber ist die Arbeitslosigkeit. Wie weit diese mit dem Elend in Europa oder mit dem dumping von Rußland her zusammenhängt, vermag ich nicht zu beurteilen; man scheint hier indessen der Ansicht zu sein, daß Hoovers Sorge für Deutschland mehr dem Kapital gelte, das amerikanische Bankiers in Deutschland investiert haben, als der gesamten Weltwirtschaft und den Bedingungen für die Arbeit im allgemeinen; man wirft ihm vor, seine Aktion sei ein Weg, um auf Kosten der breiten Massen der amerikanischen Steuerzahler die Gewinne der amerikanischen Großfinanz aus Europa, speziell aus Deutschland, zu sichern. — Vielleicht tut man Hoover Unrecht, vielleicht hat er ja versucht, das nötige Opfer bei der Großfinanz zu erhalten und hat erst, als diese — wie üblich — versagte, an das Volk appelliert.

Die Ueberproduktion in der Landwirtschaft ist eine eigentliche Krise für alle, welche an der Vermehrung des Wissens und Könnens auf diesem Gebiete mitarbeiten; was hat unser Arbeiten und Forschen für einen Sinn, wenn man Obstgärten ausrottet, weil sie zu viel Ertrag bringen? — Wir sind zwar nicht arbeitslos geworden, wir arbeiten eifrig, meist länger als acht Stunden, wir bekommen einen guten Lohn — aber unsere Arbeit ist ja bedeutungslos geworden, es wächst ja mehr als Brot genug für alle Menschenkinder, die technischen Mittel sind vorhanden; man kann, wenn man will, die Eskimos in Grönland mit Melonen aus dem Imperial valley versorgen und mit italienischen Orangen und algerischen Trauben. Man kann, wenn man will, in der Sahara ein Sanatorium bauen und die Patienten mit kalifornischen Pfirsichen und javanischen Ananas ernähren; es fehlt nicht an der Technik, es fehlt an der Moral; die Entwicklung der sozialen Fähigkeiten ist der Entfaltung der Technik nicht gefolgt; so kommt es, daß Californien im Ueberfluß

erstickt und China darbt, daß man hier Obstgärten vernichtet und vielleicht in Rußland sich überanstrengt, welche zu pflanzen. — Die technischen Kampfmittel sind alle gegeben für eine Weltliga gegen Hunger und Ueberfluß mit den Grundsätzen: 1. Kein Mensch soll hungern müssen. 2. Dem Bauer soll Absatz für seine Produkte gewährleistet sein. Das wäre ein Thema zur Diskussion im engeren Kreis (zunächst) von Arbeit und Bildung.

Meine Frau und ich denken viel an Sie und die Freunde, überhaupt die Heimat, und senden Ihnen herzliche Grüße

Ihr Max Kleiber.

(Fortsetzung folgt.)

Nochmals der Fall Eckert.

Das Drama Eckert, dem ein Dichter gewiß nicht fehlen wird und das ganz sicher in Gefahr steht, eine Tragödie zu werden, hat, seit dem ich darüber geschrieben, einen neuen Akt erlebt. Als Eckert, aus Rußland zurückgekehrt, die inzwischen entstandene Sachlage erfuhr, ist er sowohl aus der Kirche als aus dem Bund der religiösen Sozialisten ausgetreten. Damit hat die Aufregung, die schon durch seinen Eintritt in die kommunistische Partei erzeugt worden war, erst recht den Höhepunkt erreicht. Wir sind verpflichtet, auch dazu Stellung zu nehmen.

Was den Austritt aus der *Kirche* betrifft, so ist er mehr als verständlich. Denn die Art, wie diese ihn behandelt hat, ist unter aller Kritik. Sie hat ihn sozusagen mit Schimpf und Schande davongejagt, indem sie ihn nicht bloß absetzte, sondern ihm auch die weitere Führung des Amtstitels und die Pensionsberechtigung absprach. Man erinnere sich daran, daß die gleiche Kirche nationalsozialistische Pfarrer, die in großer Zahl vorhanden sind, ganz unbehelligt läßt. Wenn aber die Frage gestellt wird, welche der beiden Denkweisen Christus näher steht, der Kommunismus oder der Wuotanismus, dann kann die Antwort für keinen, der etwas von der Bibel und der Geschichte des Christentums oder gar des Reiches Gottes weiß, zweifelhaft sein. Daß Eckert eine solche Kirche verlassen hat, scheint mir ein Gebot der Ehrlichkeit und Männlichkeit gewesen zu sein. Denn wenn er nicht mehr wert ist, *Pfarrer* einer solchen Kirche zu sein, weil er Kommunist geworden ist, so muß er als einer, der an das allgemeine Priestertum der Christen glaubt und einen *Laien* für ebenso wichtig hält wie einen Pfarrer, es verschmähen, weiter einer solchen Kirche anzugehören. Aber auch vom Standpunkt der Kirche aus muß man sein Verhalten billigen. Denn wie man sich auch zur Kirche stellen mag, und gerade, wenn man recht hoch von ihr denkt, muß man wünschen, daß das Verhältnis zu ihr weniger *stabil* und damit lau,

Der Ausschuß der rel.-soz. Gruppe Bern.

Druckfehler.

Redaktionelle Bemerkungen.

Der Aufsatz: „Zur Weltlage“ ist diesmal außerordentlich lang geworden. Die Leser werden sicher verstehen, warum. Das wird sich schon wieder ändern.

WERBET unermüdlich für die
NEUEN WEGE!

Probehefte stehen immer zur Verfügung.